

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 17 (1927)
Heft: 11

Artikel: Die Plattform
Autor: Leonhardt, Franz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636341>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Plattform.*)

Sie liegt noch ganz befangen
Im tiefsten Wintertraum,
Die hellen Sonnenstrahlen
Bemerkt und fühlt sie kaum.
Vom Obstberg her kommt manchmal
Ein Windstoß, bitter kalt,
Da stöhnen bang die Mauern:
„Wir werden langsam alt.“
Doch hier und da ein Finklein
Piept fröhlich im Geäst:
„Ich bau' in den Kastanien
Mir wiederum das Nest.“

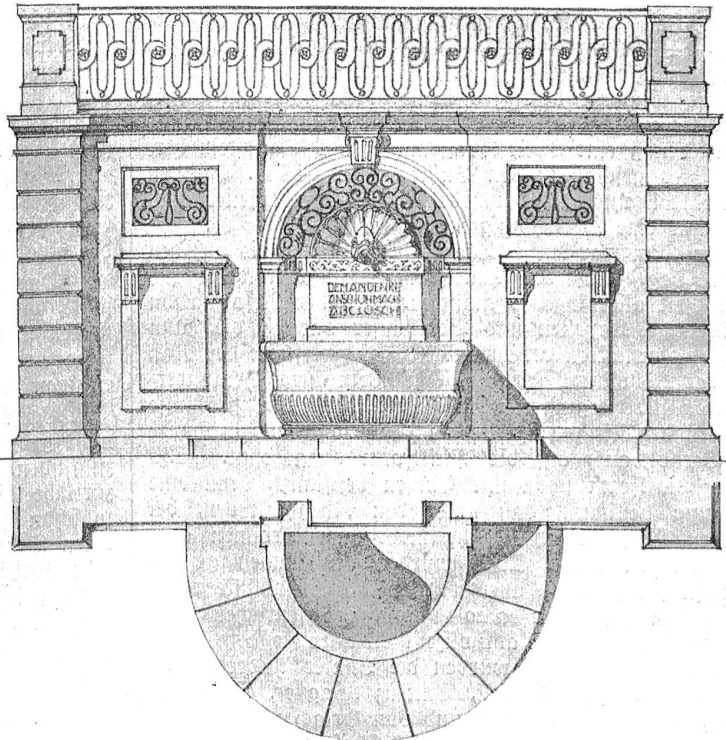
Und sie ist alt, die Plattform. Wirklich alt, bedeutend älter als das Münster, denn die Grundsteine der Kirchhofmauer wurden 1334 gelegt, die des Münsters erst 1421. Und auch die Kastanien sind eigentlich schon herzlich alt, auch für Bäume, die ja länger leben als wir Menschen. Sie wurden als Nachfolger der absterbenden Linden in den Jahren 1715–1731 gepflanzt, sind also als Bäume auch schon Patriarchen. Aber wenn der Frühling kommt, werden beide wieder jung, die Plattform und die Kastanien, zumindest verjüngen sie sich im Sonnenstrahl. Und der Mensch, der sich auf eine der Bänke oder in der Confiiserie niederläßt, kommt sich weiß Wunder wie alt vor, wenn er den Frühlingsrummel einmal so an die sechs Jahrzehnte mitgemacht hat und dabei ist er doch nur ein Widelfind gegen seine Umgebung. Allerdings auf die Matte hinunter darf er nicht blicken, denn dort lösen eben jetzt ganz junge Baby-Häuser ihre uralten zusammengeschrumpften Vorfahren ab, von welchen vielleicht das eine oder andere schon die Grundsteinlegung zur Kirchhofmauer mitangesehen hat. Aber die Zivilisation ist eben unerbittlich und greift aus sanitären Gründen zur Spitzhacke. Heilig ist ihr nichts. Höchstens die Plattform selber.

Und warum sie einst gebaut wurde, die Plattform? Auf den ersten Blick könnte man glauben, ganz einfach um dem Münster einen großartigen Unterbau zu verschaffen. Daß man aber schon 1334 mit den Stützmauern begann, in der weisen Voraussicht, das 1421 zu erbauende Münster bedürfe eines wahrhaften Fundamentes, ist nicht sehr wahrscheinlich, zumal das aufgeschüttete Erdreich auch wohl nicht gerade zur Solidität der Münsterturmfundamente beitrug. Wurde doch schon der erste Münsterturmbaumeister, Ma-

*) Die historischen Daten sind der „Bernische Stadtgeschichte von Ed. von Rodt und dem Werke „Bern“ von Staatsarchivar H. Tüler entnommen.



Blick von der Plattform auf das historische Museum.



Löschbrunnen auf der Plattform.

Entwurf von Herrn Architekt Karl Indermühle, Bern, aufzustellen auf der Plattform zum Andenken an den Schuhmachermeister Philipp Lösch, Stifter des Löschfonds, bestimmt zur Restauration der städtischen Brunnen.

thäus Esfinger, vom Bauplatz weggeekelt wegen der etwas „schwach geratenen Turmfundamente“. 1450 verließ er — wie eine alte Chronik erzählt — tiefbetrübt seinen geliebten St. Vincenzenbau, dagegen leichten Herzens seine Ehehälfte, Dorothea Trogen, die in Bern zurückblieb, um nach Ulm zu ziehen, wo er dem dortigen Dombau noch bis zu seinem 1463 erfolgten Tode zur vollen Zufriedenheit der Ulmer vorstand.

Eine andere Vermutung geht dahin, daß die Stadt Bern einfach einen Ablagerungsplatz für Brandschutt und dergleichen schaffen wollte, ohne sich von der Kostspieligkeit der nötigen Schutz- und Stützmauern vorher einen Begriff zu machen. Sehr wahrscheinlich ist diese Version gerade auch nicht. Die Berner Stadtväter des 14. Jahrhunderts rechneten, wenn man ansonst den alten Chroniken Glauben schenken darf, viel sorgfältiger mit den Bagen der Bürger als die heutigen. Und dies um so mehr, als damals Amerika noch gar nicht entdeckt war, man also auch keine Amerika-Anleihen mit voraussichtlichen Valuta-Gewinnen machen konnte.

Und so wird denn wohl der triftigste Grund des teuren Plattformbaues darin liegen, daß eben der Gottesacker zu klein geworden war und man nach dem damaligen frommen Glauben die Toten beisammen lassen wollte, damit sie sich bei der Auferstehung leichter finden könnten. An der Stelle des Münsters stand damals die Leutkirche zu St. Vincenzen und rundherum war der Kirchhof. Da man aber auf der Stadtseite alles verbaut hatte, mußte man eben nach Süden hin Raum für die Toten schaffen.

Wie dem aber auch sei, eins steht fest, mit dem Bau der Stützmauern wurde 1334 begonnen. Ueber die Zereimonie der Grundsteinlegung existiert sogar noch ein Dokument. Es fungierten dabei der Deutsch-Ordens-Leutpriester Diebold Baselwind und die Herren Ulrich Bröwos, Niklaus Eschis und Niklaus Rubels. Die mächtige Stützmauer wurde in Tuffsteinmauerwerk ausgeführt und an der Ost- und Südseite wurden Strebepfeiler angebracht. An der Westseite, wo der natürliche Boden weiter vorsprang, waren Anschließungen geringer und keine Pfeiler nötig.

Zur Zeit der Münstergrundsteinlegung, also zu Beginn des 15. Jahrhunderts, stand die Kirchhofmauer in ihrer jetzigen Höhe. Aber schon zu Ende des Jahrhunderts waren die Mauern dem großen Erddruck nicht mehr gewachsen. Es entstanden Risse und Senkungen und man mußte zur Verstärkung eine Verkleidungsmauer aus Sandstein herstellen. Dies geschah in den Jahren 1480—1528. In den Jahren 1514 und 1547 wurden neue Strebepfeiler und noch einmal eine Verkleidungsmauer errichtet.

Aber dann war Ruhe. Die Mauern hielten bis auf den heutigen Tag. Auf der Plattform selbst veränderte sich mit der Zeit allerdings so manches. Vor der Reformation standen einige Kapellen und Weinhäuser darauf, die dann nach der Reformation verschwanden. 1353 verfügte der Rat, daß in der Nähe des Kirchhofes kein Wein ausgeschenkt werden dürfe. 1470 erging ein Ratsbefehl, der die Begräbnisse im Innern der Kirche einstellte, nach der Reformation wurde dieses Verbot auch auf die Plattform ausgedehnt. 1530 war die Plattform schon mit Linden bepflanzt, denn eine Verordnung bestimmt, daß unter den Kirchhofslinden, bei 10 Bagen Buße, keine Wäße mehr zum Trocknen aufgehängt werden dürfe. 1625 wurden die Linden gepußt und nachgepflanzt, 1639 aber wurden die Steinbänke renoviert, die Plattform war damals schon zur öffentlichen Promenade geworden. Die Stadtpolizei hielt aber trotzdem streng auf Ordnung, denn 1633 wurden die Junker Andreas von Bonstetten, Samuel Tschiffeli, Vincenz Wagner, Nicl. von Diesbach, Albrecht und Sigismund von Erlach wegen Wegsägens eines Birnbaumes auf dem Kirchhof mit 72 Stunden Gefangenschaft und 100 Pfund Buße bestraft. Am 23. März 1654 „fiel Theobald Winzäppli, stud. collegianes, so die Nacht mit Freuden beim Bären gezecht, und nachher auf einem Saumpferd auf den Kirchhof gesprengt war, über die Mauer hinunter, er blieb beim Leben, brach aber den linken Schenkel zweimal und entsetzte sich die linke Näsel.“ 1715 bis 1731 wurden die Lindenbäume durch die heute noch stehenden Kastanienbäume ersetzt. 1745—1749 erfolgte der Umbau der alten gothischen Erker durch den Architekten von Graffenried in die heute noch stehenden Kokopavillons und damals wurde auch das Dockengeländer, die „Ballustres“ angebracht. 1847 wurde das von Major Carl Emanuel von Tschärner modellierte Standbild des Herzogs von Zähringen enthüllt.

Seither hat die Stadtgemeinde aber blutwenig zur Verschönerung der Plattform beigetragen. Man setzte allerdings eine Wetterssäule hinein und zwei Blumenurnen, baute den „Lift électrique“ in die Matte hinunter, in dem einen Eckpavillon entstand ein Ansichtskartenkiosk und in dem anderen ein Tearoom. Der Stadtgärtner zaubert jedes Jahr ein neues Blumenparadies auf die Plattform, aber zu sonstigen Verbesserungen ist die Gemeinde nicht zu haben.

Schon 1923 hat der Gemeinderat einen Beitrag zur Erstellung eines Löschbrunnens bewilligt, seither hat sich auch der Ranton schon zu einer Subvention herbeigelassen. (Siehe „Berner Woche“ Nr. 2, 1927 und die vorstehende Abbildung des Entwurfes Indermühle.) Im Herbst wird wieder das Bärnfest auf der Plattform abgehalten; könnte nicht bis dorthin der Brunnen schon die Mattenstiegenmauer zieren? Auch ein Podium für Konzerte der Musikgesellschaften wäre dringend erwünscht bis zum Bärndütschfest, die Mittel hiezu sind aus freiwilligen Beiträgen schon längst beschafft. Und auch eine menschenwürdige Bedürfnisanstalt sollte die Plattform bis zum Fest erhalten, um so mehr als die ganze mittlere Unterstadt kein derartiges Refugium besitzt.

Franz Leonhardt.

Liebe und Leben.

Von Wilhelmine Baltinester.

Benjamin Wohl war auf dem Hund. So weit war es gekommen! Und alles durch seine Ehe. Vorher war es ihm

nicht schlecht ergangen, er hatte sein gutes Auskommen gehabt in der kleinen Drogenhandlung seines fleißigen Vaters. Bis die schöne Manja kam. Vater hatte gewettert und gedroht und schließlich Ernst gemacht. Als Benjamin mit Manja, der entlassenen Choristin, getraut werden sollte, verstieß Wohl seinen Sohn.

Manja war eigentlich kein schlechtes Mädchen. Der einzige Fehler, der ihr nachgewiesen werden konnte, war ihre Schönheit, diese braundunkle, großäugige, feurige Schönheit, die nicht nur Benjamin den Kopf verdrehte.

Das junge Ehepaar lebte vom Erlös kleiner Schmuckstücke, die Manja aus ihrer kurzen Theaterzeit mitgebracht hatte. Benjamin, noch vom Glücke betäubt, suchte anfangs keine Arbeit; er glaubte immer, der Vater würde ihn, seinen einzigen Sohn, zurückerufen. Dann kam der Hunger.

Benjamin hatte wenig gelernt, seine Erfahrungen waren nicht groß. Er ließ sich die Füße heiß, um eine Anstellung zu finden. Man wies ihn ab. Manja, seine dunkle, warme, zärtliche Manja, wurde kühler. Mein Himmel, wenn man so schön ist und einen solchen Dummkopf zum Manne hat, einen Träumer, der einen nicht erhalten kann. Manja, das süße Käzchen, hatte nämlich ein bißchen anders spekuliert, hatte gedacht: Ich wunderschöne Krabbe kriege den Alten doch noch herum, und dann stehe ich als Frau Wohl im Laden und brauche nicht mehr auf Schmieren mit meiner leider unzureichenden Stimme abscheuliche Lieder zu singen.

Aber der alte Querkopf blieb hart.

Eines Tages empfing Manja ihren todmüde heimkommenden Mann wieder mit lächelndem Gesicht. Ein Plakatmaler hatte sie als Modell aufgenommen. Ihr Köpfchen sollte als Reklame für eine Zahnpasta dienen. Zähne hatte sie ja wie frische Schneeflocken.

Benjamin wurde eifrig; aber sie gab ihm einen Klaps und sagte weinerlich: „Ich kann nicht mehr hungern! Es tut weh. Schau nur, meine Kleider werden mir zu groß, so komme ich herunter!“ Er preßte sie in seine Arme; sie fühlte, wie er im Kusse aufschluchzte. Ach ja, es war gewiß recht traurig, daß Benjamin, der sonst ein netter Kerl war, sie nun nicht einmal bescheiden ernähren konnte; aber zum Jammern hatte sie keine Lust, und der Maler war wirklich ein sehr liebenswürdiger Mensch.

Manja ging also hin, saß, unaufhörlich lächelnd, Modell und ließ ihre Schönheit malen, ihre Grübchenwangen und hinter dem kleinen, blutroten Tor ihrer geöffneten Lippen die feuchtglänzenden Mausezähne. Zum Schluß kam, in ornamentaler Schrift kühn hingepinselt:

„Wollen Sie solche Zähne haben? Dann benutzen Sie nur...“ Und auf einer zweiten Tafel sollte in Riesenlettern der Name einer Zahnpasta stehen.

Benjamin fand keine Anstellung. Die niedrigste Arbeit wollte er verrichten, aber sich nicht von Manja füttern lassen. Endlich nahm ihn jemand auf, er sollte Reklamemann werden. Dabei hatte er nichts zu tun, als zwischen acht Uhr morgens und zwölf Uhr nachts ununterbrochen spazieren zu gehen und auf Brust und Rücken zwei Reklamemaler zu tragen. Zuerst gab es ihm einen Stoß. Doch er dachte an seine Manja und daß auch er jetzt Geld verdienen und ihr ebenbürtig werden würde. Gedrückt zog er die durch Stride miteinander verbundenen Tafeln über den Kopf. Unwürdig, erniedrigt kam er sich vor, wie ein Tier, wie ein Affe im Zirkus. Eine Viertelstunde lang stand er schamheiß und scheu im Hausflur, ehe er sich auf die Straße wagte. Die Großstadtmenschen schienen nichts Besonderes daran zu finden, daß da einer so herumging; sie waren an Reklamemänner gewöhnt. Nur er glaubte, daß jeder sein Gesicht betrachte und ihn belächle. Er wußte nicht, daß sie höchstens über das marktschreierische Plakat lächelten. Wie auf fremden Füßen ging er, überquerte schwankend eine Straße; ein Auto raste heran, er mußte rennen, die Tafeln behinderten ihn. Unsäglich gequält und lächerlich kam er sich vor. Aufatmend blieb er auf dem Bürgersteig stehen und starrte in ein